Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 172. **Donnerstag** den 5. April 1894. 88. Jahrgang.

Der „Kladderadatsch"-Skandal.

Ω. Die Angelegenheit „Kladderadatsch"-Auswärtiges Amt wird in ihrem schleppenden Fortgange immer verworrener. Zwar ist jetzt in dem General-Major Spitz ein Gewährsmann des Blattes namhaft gemacht worden, dafür kommt durch die widerspruchsvolle Einschiebung einer neuen, ungenannten Persönlichkeit in das Getriebe zu den ungelösten Räthseln ein neues. In Bezug auf diese Persönlichkeit hat der Verleger des „Kladderadatsch" gerade die entgegengesetzte Ansicht wie der Redacteur Polstorff. Dieser sieht in ihr den Hintermann der beschuldigten Beamten des Auswärtigen Amtes; Herr Hofmann meint, daß man ihn die höheren Ortes als „Intriguant" angesehene „Persönlichkeit" in „kaum angreifbarer amtlicher Stellung" als Hintermann des „Kladderadatsch" bezeichnen wollte. Wenn der Verleger diese Auffassung unmittelbar aus der Unterredung mit dem Herrn General-Major Spitz, also spätestens am 6. März geschöpft haben sollte, so hat er unbegreiflich und unverantwortlich gehandelt, indem er den Redacteur so mangelhaft informirte, daß dieser eine Persönlichkeit, welche beschuldigt war, die Seele der Angriffe gegen die Herren v. Holstein und v. Kiderlen-Wächter zu sein, für den Mitschuldigen, wenn nicht Anstifter dieser Herren bei den ihnen zur Last gelegten „gemeinschädlichen Intriguen" halten konnte. Wie ein solches Mißverständniß zwischen zwei Männern, die sich der gleichen Sprache als ihrer Muttersprache bedienen, möglich war, liegt außerhalb unseres Fassungsvermögens. Es muß angesichts des Verhaltens des „Kladderadatsch" nach dem 6. März angenommen werden, daß sein Verleger an den hochgestellten „Intriguanten" und „vermuthlichen Anzettler" der gegen die Herren von Holstein und v. Kiderlen-Wächter gerichteten „Kladderadatsch"-Angriffe nicht geglaubt hat; er durfte aber trotzdem bei Herrn Polstorff nicht die Auffassung entstehen lassen, daß ihm General-Major Spitz die „dritte Persönlichkeit" als eine solche gekennzeichnet habe, die die ganz entgegengesetzte Rolle spiele.

Diese „dritte Persönlichkeit" im Halbdunkel eines „Intriguanten" — natürlich gegen den neuen Curs — gezeigt, erscheint sehr verdächtig. Sie ist in dieser Angelegenheit schon einmal aus der Ferne gezeigt worden und sie gehört überhaupt zu den meistbenutzten Requisiten einer an der Irreführung nicht nur der öffentlichen Meinung, eifrig arbeitenden Clique. Diesmal ist es ein Beamter, gegen den man kaum einschreiten kann, ein anderemal war es ein ehemaliger Beamter, ein drittes Mal eine nur social hervorragende Persönlichkeit ꝛc. Der große Unbekannte, der in der „Kladderadatsch"-Angelegenheit aufgetaucht ist, muß bei Seite bleiben, bis er schärfere Contouren angenommen hat. Von der Mission des Herrn Generalmajors Spitz bleibt ohnedies noch Erkleckliches übrig.

Es muß vorausgeschickt werden, daß der „Kladderadatsch" taktisch fehlerhaft handelt, wenn er jetzt, wie früher, das „Auswärtige Amt" mit Bestimmtheit als diejenige Stelle bezeichnet, von der aus er um Stillschweigen ersucht worden ist. Das Auswärtige Amt als solches hat dergleichen natürlich nicht gethan, wohl auch nicht ein anderes Reichsamt. Die Ausdrucksweise des „Kladderadatsch" bilte den Dementirungsapparat, der wohl kaum so sicher functionirt hätte, wenn das Blatt, statt eine Behörde bei ihrem officiellen Namen zu nennen, sich auf die Feststellung der Thatsache beschränkt hätte, daß ihm aus dem Kreise der Reichsregierung heraus der Wunsch auf Einstellung der Angriffe ausgesprochen worden ist. Selbstverständlich aber kann die Existenz und die Benutzung einer rein formalen Rückzugslinie, wie sie dem Auswärtigen Amte offen gelassen wurde, für die Beurtheilung der Sache nicht die geringste Bedeutung beanspruchen. Wir dürfen deshalb, indem wir den neuesten Erklärungen des „Kladderadatsch" folgen, die von ihm gebrauchte Bezeichnung „Auswärtiges Amt" einstweilen beibehalten. Nach diesen Erklärungen ist Herr General-Major Spitz nach seinem eigenen Zugeständniß „nicht im Auftrage", aber „auf Veranlassung" des Auswärtigen Amtes bei dem Verleger des „Kladderadatsch" gewesen, um dort zu bekunden, daß die Angriffe des Blattes „sehr unangenehm empfunden werden", und um zu ersuchen, die Angelegenheit ruhen zu lassen.

Daran ändert auch die angeblich „authentische" Darstellung des „Berl. Fremdenbl." nichts. Denn wenn auch Generalmajor Spitz, nachdem er im Auswärtigen Amte Erkundigungen eingezogen hatte, Herrn Hofmann „privatim" aufsuchte und ihm zur Einstellung der Angriffe rieth, so hat er einen solchen Schritt doch sicherlich unternommen, ohne sich zu vergewissern, daß dieser Schritt vom Auswärtigen Amte gebilligt werde. Was man aber durch Billigung zur Ausführung kommen läßt, das veranlaßt man, wenn auch nicht direct, aber doch indirect.

Wenn Herr Hofmann versichert oder vermuthet — die Fassung ist nicht ganz klar — der General habe „nur im Interesse für meine (des Herrn Hofmann) Person es übernommen, mit mir die Angelegenheit zu besprechen" — so wird dadurch nur bekräftigt, daß dem General die Uebernahme der Mission nahe gelegt worden war. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" legt das Hauptgewicht darauf, daß der General die Herbeiführung der Unterredung im Interesse des Verlegers übernommen habe. Das ist indessen nebensächlich; „veranlaßt" worden ist er sicher nicht im Interesse des Herrn Hofmann. Das ist im Interesse Derjenigen geschehen, denen die Angriffe „sehr unangenehm" waren. Des Weiteren ist die „Nordd. Allg. Ztg." hochbefriedigt von der Erklärung des Verlegers, daß er den General um die Ermächtigung gebeten habe, Herrn Polstorff Mittheilung zu machen. Die Erfüllung dieser „Bitte" war aber bedingt durch diejenige des Generals, die Angelegenheit ruhen zu lassen. Sollte der Zweck erreicht werden, so mußte Herr Polstorff unterrichtet werden. Der „Reichsanzeiger" hat versichert, die letzte Erklärung im Briefkasten des „Kladderadatsch" beruhe „von Anfang bis zu Ende auf Erfindung". Nun besagte der „Anfang", der „Kladderadatsch" sei ersucht worden, zu schweigen. Dieser Theil der Erklärung ist durch diejenige des Verlegers für Alle bestätigt, die ein Anklammern an die Bezeichnung „Auswärtiges Amt" für nichtssagend erachten. Anders steht es mit dem zweiten Theile, nachdem Herr Hofmann erklärt, die Aeußerung, „es seien ungehörige Dinge vorgefallen", sei vom General-Major Spitz nicht gethan worden. Hier besteht derselbe Widerspruch zwischen Redacteur und Verleger, wie hinsichtlich der „dritten Persönlichkeit". Das Urtheil der „Nordd. Allg. Ztg.", daß die Briefkastennotiz ihrem ganzen Inhalt nach eine „leichtfertige Erfindung" sei, ist deshalb aber noch keineswegs begründet. Wenn das Blatt der einen Versicherung des Herrn Hofmann, von ungehörigen Dingen sei nicht die Rede gewesen, Glauben schenkt, so kann sie die andere nicht bezweifeln, daß General-Major Spitz um die Niederschlagung der Angelegenheit ersucht habe. Auffällig ist, daß das hochofficiöse Blatt außer Stande geblieben ist, die „dritte Persönlichkeit" gegen den „Kladderadatsch" und im Allgemeinen zu verwerthen.

Der „Reichs-Anzeiger" schweigt noch. Seine Inspiratoren scheinen also weder die „authentische" Darlegung des „Berl. Fremdenbl.", noch die Auslassung der „Nordd. Allgem. Ztg." überwachen zu wollen. Das ist begreiflich genug. Hoffentlich schließt das, was er sagen wird, die Vermuthung aus, daß weitere Vertuschungsversuche unternommen werden sollen. Solche würden die öffentliche Meinung nur noch mehr verwirren. So viel ist aller Welt klar: entweder beruhen die Angriffe des „Kladderadatsch" trotz des Ungeschicks seines Verlags und seiner Redaction auf Thatsachen, oder das Blatt ist von einflußreicher Seite zu einer unerhörten Verleumdung mißbraucht worden. In jedem Falle müssen die Schuldigen zur Verantwortung gezogen werden.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 5. April.

Der **Reichstag**, der heute seine Arbeiten wieder aufnimmt, beginnt seine Berathungen mit der Frage des **Fortbildungsschulunterrichts an Sonntagen**. Zu diesem Gegenstande war kürzlich eine Darlegung gegeben worden, in der betont wurde, daß mit der Regelung im §. 120 der letzten Gewerbeordnungsnovelle der Kirche nicht etwas genommen, sondern gewährt werden solle; sodann wurde bemerkt, die Voraussetzung für das Zustandekommen der jetzigen Fassung des §. 120 sei gewesen, „daß dadurch der nothwendige Unterricht an Sonntagen nicht gestört würde". Die erstere Bemerkung ist nicht bestritten worden, sie ist ja auch eine notorische Thatsache. Gegen die letztere jedoch ist der Einwand erhoben worden, die Mehrheit des Reichstages im Jahre 1891 sei von der Voraussetzung ausgegangen, daß der größere Theil der Fortbildungsschüler unter keinen Umständen von dem Besuche des sonntäglichen Gottesdienstes abgehalten werden dürfe. Dem gegenüber ist zunächst darauf hinzuweisen, daß dieser Einwand jene Bemerkung materiell gar nicht trifft, weil in ihr von einem Unterricht während des Gottesdienstes gar nicht die Rede war. Sodann aber ist es doch nicht die Reichstagsmehrheit allein, welche das Zustandekommen von Gesetzesbestimmungen ermöglicht. Die jetzige in Rede stehende Vorschrift des §. 120 der Gewerbeordnung ist das Ergebniß eines Compromisses. Das geht aus den Verhandlungen des Reichstages vom Jahr 1891 unzweideutig hervor. Es war in der ersten Lesung der Reichstagscommission der Antrag gestellt worden, an Sonn- und Festtagen den ganzen Vormittag (als die Zeit des Gottesdienstes) frei zu halten. Die Vertreter der verbündeten Regierungen bekämpften, wie es ausdrücklich im Commissionsberichte (Seite 1447 des zweiten Anlagebandes Reichstags-Drucksachen 1890/91) heißt, diesen Antrag. In der zweiten Lesung wurde beantragt, daß vor und während des Hauptgottesdienstes der Unterricht nicht stattfinden dürfe. Von den Vertretern der verbündeten Regierungen wurde zugegeben, daß es gewiß nicht wünschenswerth sei, wenn der Besuch des Gottesdienstes unmöglich gemacht werde; aber allgemein für den ganzen Vormittag den Unterricht zu verbieten, gehe zu weit. Abgesehen von dem Zweifel, ob eine solche Bestimmung nicht in die landesrechtliche Regelung des Fortbildungsschulwesens eingreife, spreche dagegen das Bedenken, daß damit der auf einer langjährigen Entwickelung beruhende Bestand unseres Fortbildungsschulwesens in Frage gestellt werden würde. Bei gänzlicher Ausschließung des Sonntag-Vormittagsunterrichts würden sich die Gemeinden nur in den seltensten Fällen bereit finden lassen, die für einen ausreichenden Unterricht erforderliche Zahl von Stunden festzusetzen, noch weniger werde es gelingen, die Lehrkräfte zu gewinnen. Besonders werde hierunter der wichtigste Unterrichtsgegenstand der Fortbildungsschule, das Zeichnen, leiden, da dieser Unterricht nicht ausschließlich in den Abendstunden ertheilt werden könne. So wörtlich zu lesen in dem schon erwähnten Commissionsbericht. Im Plenum des Reichstags äußerte der preußische Handelsminister Frhr. von Berlepsch am 25. Februar 1891, die verbündeten Regierungen gäben zu, daß es durchaus wünschenswerth sei, daß während des Hauptgottesdienstes ein Unterricht in der Fortbildungsschule überhaupt nicht stattfände, dagegen hätten sie Bedenken, daß dies im Gesetz ausgesprochen würde. Was man damit erstrebe, werde sich von selbst machen. Andernfalls würde eine ganze Reihe wohlthätig wirkender Fortbildungsschulen dadurch einen Stoß bekommen. Nach alledem kann doch kein Zweifel darüber herrschen, daß die verbündeten Regierungen ihre Zustimmung zu der jetzigen Fassung des §. 120 nur unter der Voraussetzung ausgesprochen haben, daß der nothwendige Unterricht an Sonntagen nicht gestört werden würde. Der Unterricht an Sonntagen wird aber nun leider durch das Verhalten der kirchlichen Behörden an vielen Orten geradezu unmöglich gemacht. Die verbündeten Regierungen wollten weder den Besuch des Gottesdienstes, noch den nothwendigen Fortbildungsunterricht an Sonntagen gestört wissen. Beides ließe sich wohl erreichen, wenn der im §. 120 vorgezeichnete Weg der Festsetzung besonderer Gottesdienste vorgeschrieben würde. Diesen Weg will man seitens der Kirchenbehörden vielfach nicht beschreiten. Es läßt sich deshalb nicht wegdisputiren, daß die Voraussetzung, von welcher man bei dem Compromiß über die Gestaltung des §. 120 der Gewerbeordnung ausgegangen war, nicht zugetroffen ist. Die Folgerungen hieraus ergeben sich von selbst.

Das **preußische Abgeordnetenhaus** hat gestern den Zuschuß zu dem **Elbe-Trave-Canal** durch die Stimmen der Nationalliberalen, des Centrums, der Freisinnigen und der Mehrheit der Freiconservativen genehmigt. Die Conservativen stimmten mit wenigen Ausnahmen dagegen. Dies ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte der conservativen Partei in Preußen und zeugt von ihrem gegenwärtigem politischen Niedergange. Ihre Redner brachten keinen einzigen sachlichen Grund für die Ablehnung vor, sondern zogen sich nur hinter kleinliche und kurzsichtige Sparsamkeitsrücksichten zurück. Dies und die Versagung einer anständigen Unterbringung der vergammelnden Alterthümer kennzeichnet diese Sorte von übelangebrachter Sparsamkeit. Das war doch sonst nicht gerade eine besondere Eigenschaft der preußischen Conservativen. Andere Parteien sind auch sparsam. Aber an wirthschaftlich productiven Anlagen, an Culturinteressen und an moralischen Ehrenpflichten darf man diesen Trieb nicht ausüben. Es ergiebt sich auch aus den Auslassungen conservativer preußischer Blätter, daß diese Art von Sparsamkeit nicht auf sachlichen Erwägungen beruht, sondern lediglich den Zweck verfolgt, einer politischen Verstimmung Ausdruck zu geben und der Industrie, auf Kosten wichtiger und auch für die Landwirthschaft sehr bedeutsamer Landesinteressen, einen Denkzettel wegen des russischen Handelsvertrags zu geben. Wenn die preußischen Mitglieder der conservativen Fraction des Reichstags in diesem ebenso kleinlichen Verstimmungspolitik treiben, so eröffnen sich trübe Aussichten.

Kürzlich erging an die **französischen Anarchisten** ein in der „Petite République" veröffentlichtes Schreiben des Bagnosträflings und Anarchisten Cyvoct, der wegen der Explosion im Café Bellecour zu Lyon verurtheilt und nach Numéa deportirt worden ist. Cyvoct rieth darin seinen anarchistischen Gesinnungsgenossen, die Propaganda der That aufzugeben, weil diese nur das Verderben der „wackeren" Vorkämpfer der Revolution und die Verzögerung des Triumphes der Freiheit über die Tyrannei nach sich ziehen könne. Seine anarchistischen Brüder müßten sich vor allen Uebertreibungen hüten und Gewaltthaten vermeiden, welche allgemeinen Tadel hervorriefen, und sich der Herzen und der Geister bemächtigen, wenn sie die Revolution vorbereiten wollten. Die Journale

Feuilleton.

Medea.

Ein bürgerlicher Roman von Wilhelm Walters.

(Nachdruck verboten.)

9] (Fortsetzung.)

Der Herr Präsident schlug an's Glas. „Meine verehrten Damen und Herren! Werthe Gäste! Einen Kreis wie den, welcher sich um unsern bescheidenen Tisch versammelt hat, könnte man mit einem Blumenstrauße vergleichen —"

„Es hat geklingelt!" rief freudestrahlend die Frau Präsident, die ganz und gar die Fassung verloren hatte, dazwischen.

Der so schnöde unterbrochene Präsident verstummte, und da die übrigen Anwesenden dies schon beim Beginne der Rede ihres Wirthes gethan, herrschte eine Minute lang eine heilige Stille um die Zwiebelmuster herum, in die nur leise und durch den Teppich gedämpft wie aus weiter Ferne ein einmaliges zaghaftes Doppelschlenkracken hineinklang. Aller Augen hatten unwillkürlich die Richtung nach der Thür genommen, dem Erwarteten entgegen. Diese öffnete sich, und das Mädchen brachte die Kartoffelschüssel und einen Brief herein. Die Frau Präsident stand auf, zerriß zitternd vor Ungeduld das große Couvert und stieß einen unarticulirten Schrei aus.

„Um Gotteswillen!" rief der besorgte Maler Zondi und warf, in die Höhe springend, den Stuhl hinter sich um.

„Bemühen Sie sich nicht", wehrte die Präsidentin, einen empörten heimlichen Blick nach der Langloh schleudernd und mit einem Lachen, welches an das Odoardo Galotti's im fünften Acte erinnerte, „. . . . es ist eine freudige Ueberraschung, die ich Ihnen vorzulesen habe . . . in der That eine sehr unerwartete Ueberraschung . . ."

„Nun?" riefen die Schwestern.

„Meine Verlobung mit Fräulein Martha Reiche, Tochter des Kaufmanns Alfred Reiche und Frau Luise geborene Wickboldt, beehre ich mich hierdurch anzuzeigen . . . Paul Förster . . ."

„Die Präsidentin lächelte mit einer unbeschreiblichen Handbewegung im Kreise herum, Frau Langloh lächelte gleichfalls, Ida traten die Thränen in die Augen, die Uebrigen aber machten es wie die schmarotzenden Fische im Parkteiche, denen ein übermüthiger Bursche plötzlich eine ganze Semmel hinabgeschleudert, sie ließen alle Brocken schwimmen und balgten sich eine Weile lang um den unverschlingbaren Neuankömmling. Der Präsident, dessen angefangene Rede vollkommen vergessen war, setzte sich in Folge dessen wieder.

„Reiche? Reiche?" zwitscherte die Aeltere, „war das nicht die hübsche Freundin von Ihnen, Fräulein Ida?"

„Nur eine ehemalige Schulkameradin meiner Tochter", erwiderte die Frau Rentier geringschätzig.

„Nein", sagte Ida mit fester Stimme, „Fräulein Reiche ist wirklich meine Freundin, und ich freue mich herzlich über ihr Glück".

„Zu gönnen ist es ihr freilich", fuhr die Mutter fort, „denn bei ihren Verhältnissen war an so etwas allerdings schwer zu denken".

„Verhältnisse", näselte der Referendar mit dem dünnen Haar, „daran stößt sich ein ehemaliger Schauspieler nicht".

„Pfui, wie kann man so boshaft sein!" rief die Jüngere über den Tisch hinüber. „Ist sie arm?"

„Mehr als das!"

„Solch 'nen Mann lob ich mir!"

„Benvenuto Cellini", warf der Zuckerfabrikant mit drühnender Stimme dazwischen, indem er sich ein Stück Braten aufspießte.

„War sie Mitglied der Volaptas?" fragte der humoristische Bergrath.

„I, wo denken Sie hin", protestirte die Frau Präsident, „nur Gast".

„Dann gehört die Sache also nicht hierher. Ich stelle den Antrag, zur Tagesordnung überzugehen." Er hob prüfend die vor ihm stehende Weinflasche gegen die Hängelampe.

„Hier ist frischer Stoff", brummte der Präsident kauend und schob ihm eine andere hin.

„Jawohl, sprechen wir von etwas Interessanterem", stimmte die Frau Präsident zu.

Da die Sache schließlich außer Ida, die Frau Rentier und die Frau Präsident Niemande weiter sonderlich berührte, als höchstens noch den kleinen Zondi, und den in angenehmer Weise, so ließ sich die Gesellschaft denn auch im Allgemeinen durch dieselbe nicht am Genusse der Tafelfreuden stören, was der humoristische Bergrath insbesondere durch Vertilgung zweier weiterer Flaschen beurkundete, und Herr Zondi durch einen Toast auf die liebenswürdigen Werthe, welcher der Hauptsache nach eine Zufriedenheitserklärung der Gäste mit Speise und Trank zum Inhalte hatte, in Folge deren der Abend als ein durchaus gelungener zu bezeichnen sei.

Schwester Nummer Eins unterhielt sich auf das Angenehmste mit dem Kunstkenner, welcher in ihrer Brosche ein kostbares, zweifelsohne aus dem dritten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts stammendes Miniaturbild entdeckte, und Referendar Meixner war durch das wiederholte pflichtgemäße Anstoßen mit seinem zukünftigen Schwiegerpapa in eine so überaus fröhliche Seelenstimmung gerathen, daß er sein Fensterglas statt in's rechte in's linke Auge drückte und seine Rechte unter dem Tische eine ganze Weile auf dem Knie seiner Nachbarin ruhen ließ statt auf dem seinen, ohne es zu merken.

Pfänderspiele wurden nach Tisch nun nicht gespielt, dafür trug Herr Zondi freiwillig einige seiner besten Schwänke vor, sowohl das Lied von Herrn Friedrich Wilhelm Schulze in Berlin, der seine Frau aus Eifersucht mit einem Regenschirme durchbohrte (den er noch dazu hinterher aufspannte), als auch jenes moralische von der Schlange in Afrika, „die jedes Thier ohn' Ahnlaß hieß" und die in ihrer übergroßen Bosheit sich schließlich selbst in den Schwanz und „zu Tode biß — Verläumder, merke dies". Auch Frau Präsident that das Menschenmögliche, um die Gäste zu unterhalten, und gab sogar, indem sie ein Cigarrenkistchen an jenem Schädeltheil ihres Gatten hielt, hinter welchem, einem on dit zufolge, das kleine Gehirn beginnt, ihre berühmte Scherzfrage zum Besten, was dies zu bedeuten habe, nämlich „Mondschein an der Küste von Habannah". Allein trotzdem erlahmte die Lustbarkeit bald zusehends, und da die Frau Präsident überdies das Unglück hatte, den Zuckerfabrikanten mitten in einem zärtlichen Geflüster mit dem älteren der beiden Canarienvögel durch eine Frage nach Vasco de Gama zu verstimmen, der gar nicht auf seinem heutigen Repertoire stand, und auch die Bowle zur Neige ging, empfahl man sich. Nur Frau Rentiere Langloh blieb als Letzte mit Ida zurück.

„Nun", sagte sie mit bebenden Nasenflügeln, als sich die Thür hinter dem ausnahmsweise beurlaubten Geschwisterpaare geschlossen, „das muß man zugeben, Frau Präsident, sein haben Sie Ihre Sache gemacht . . ."

„Mutter!"

„Still! Du dummes, albernes Ding Du! . . . Ja, fein . . . blamirt haben Sie mich!"

„Waaas?" schnaufte die Frau Präsident, „das ist ja empörend! . . . Das ist der Dank! Der Dank dafür, daß man . . . Wenn ich mich jetzt nirgends mehr blicken lassen kann, wer ist denn schuld daran als Sie?! Sie haben mich blamirt! Mich, die ich's in der ganzen Stadt bereits als Factum erzählt, um hinterher von Ihnen Lügen gestraft zu werden . . . Ihnen geschieht ganz recht . . . Das haben Sie davon, daß Sie Plebejer protegiren . . ."

„Es können eben nicht Alle von — Grafen abstammen", lispelte die Frau Rentier mit einem tiefen Knix.

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ob . . . nichts . . . gar nichts . . . verbindlichsten Dank, Frau Präsident . . . gute Nacht . . ."

Die Frau Präsident sank auf das Renaissancesopha.

„Na, höre 'mal, Alma", sagte der Präsident, der ein von beiden Parteien völlig ignorirter Zeuge dieser Scene gewesen, „das finde ich aber doch sonderbar . . ."

„Was findest Du sonderbar?!" rief Frau Alma aufspringend. „O Du, Du! Ich vergreife mich noch an Dir! Beleidigen läßt Du mich von dieser . . . dieser . . . Geh mir aus den Augen! . . . Aus den Augen, sage ich, Du . . . Du . . . Waschlappen . . ."

„Ich gebe ja schon", erwiderte der friedfertige Präsident und trackte hinaus.

Zornsprühend stampfte die Frau Rentier die Treppe hinunter und ging davon, ohne die dienstfertige Fee, welche das Hausthor öffnete, auch nur eines Blickes zu würdigen. Traurig schlich Ida an ihrer Seite. „So etwas muß man sich meinetwegen bieten lassen . . . von . . . von einer . . . Handschuhmamsell . . . Ein Fräulein Habenichts . . . eine Bettlerin stickt Dich aus, Du . . . Na, warten Sie nur, Frau Luise geborene Wickboldt, meinen Glückwunsch sollen Sie sich nicht hinter den Spiegel stecken! . . ."

VII.

Martha war in die Stadt gegangen, Frau Reiche saß allein am Fenster und schaute, die Hände müde in den Schooß gelegt, hinaus in den frostigen Frühjahrsnebel.

Immer derselbe einzige quälende Gedanke drehte sich in ihrem gemarterten Hirn herum, der Gedanke an diese Verlobung, an der sie doch selber eigentlich schuld war. Diese Verlobung, die sich nicht aus der Welt schaffen lassen wollte, die sich ihr fast stündlich immer von Neuem aufdringlich in Erinnerung brachte, so sehr sie auch den Kopf in den Sand vergrub, um nichts zu sehen, nichts zu hören. Je öfter der zukünftige Schwiegersohn ihr Haus betrat, desto verhaßter wurde er ihr. Sein übermüthiges Lachen, seine kecken Groß-